Abonnements-Preis pro Quartal:
Fr. 3,00 für die Stadt Luxemburg bei der Expedition.
„ 3,75 für das Land bei allen Postämtern u. Briefträgern.
„ 4,85 für Belgien.
„ 7,20 für Deutschland u. Österreich
„ 7,20 f. die Länder d. Weltpostver.

Alle für den redaktionellen Teil bestimmten Briefe und Sendungen sind: „An die **Redaktion** des ‚Lux. Wort', Theaterplatz in Luxemburg" zu addressieren. Nicht aufgenommene Zuschriften werden vernichtet.

Luxemburger Wort

für Wahrheit und Recht.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.
Preis per Nummer: 10 Centimes.

Anzeige-Gebühren:
20 Cts. per kleinspaltige Petitzeile
Bei Wiederholung billiger.
Reklamen 50 Centimes per Zeile.
Die Annoncen und Reklamen sind „An die **Expedition** des ‚Lux. Wort', Theaterplatz, Luxemburg" zu addressieren. Wegen unregelmäßiger Zusendung reklamiere man da, wo man abonniert hat.

Druck und Verlag der St. Paulus-Gesellschaft in Luxemburg.

Nr. 236. **Montag, 24. August 1903.** **56. Jahrgang.**

Hauptnachrichten des Tages.

Luxemburg, 24. August.

Frau Therese Humbert und ihr Gatte Frédéric wurden zu je 5 Jahren Zuchthaus und 100 Fr. Geldstrafe verurteilt; Romain Daurignac erhielt drei Jahre und Emil 2 Jahre Gefängnis. Die Angeklagten nahmen das Urteil sehr gefaßt auf. Therese umarmte Frédérec. Sofort reichte Labori, um die Mittel zur Kassation des Urteils zu sichern, Konklusionen ein, in denen er davon ausgeht, daß das Verbrechen der Fälschung nicht klar erwiesen und daß die Frage des verursachten Schadens nicht gestellt worden sei.

* * *

Der frühere englische Premierminister Lord Salisbury ist Samstag Abend gestorben.

Genau am selben Tage vor 50 Jahren wurde er zum ersten Mal ins Parlament gewählt.

* * *

Die Tätigkeit des Vesuvs ist intensiver geworden; vulkanische Massen wurden in eine Höhe von 200 Meter geschleudert.

* * *

Die in diesen Tagen in Köln stattfindende 50te, die Jubiläumsversammlung der Katholiken Deutschlands erfreut sich eines überaus zahlreichen Besuches.

Tagesfragen.

Eine Abrechnung mit Admiral „Bonbardon". — In einer geharnischten Zuschrift an den „Temps" erhebt der frühere Marineminister Lockroy schwere Anklagen gegen seinen Nachfolger Pelletan, gestützt auf die Urteile und Ansichten von jungen und alten und auch von Seeleuten mittleren Alters. „Frankreich, so führt Lockroy aus, läßt es sich jährlich 300 Millionen kosten, die seine Küsten und seinen Handel schützt, seinen Staatsangehörigen in fernen Ländern Hülfe leistet, wo es nötig ist, und der französischen Flagge in der ganzen Welt Achtung verschafft. Das ist nicht zuviel, wenn man bedenkt, was andere Nationen ausgeben. Das große finanzielle Opfer ist aber fruchtlos, wenn, wie dies jetzt der Fall ist, die Flotte keine Führer mehr hat, wenn mit den Kohlen gekargt wird, deren sie für ihre Fahrten bedarf, wenn ihre Offiziere keine Gelegenheit mehr haben sich zu unterrichten, und die Mannschaft sich zu üben, wenn man ihre großen Jahresmanöver abschafft, ihre Effektivbestände in Besorgnis erregender Weise herabsetzt und überdies noch darauf hinarbeitet, den Geist der Manneszucht und das Pflichtgefühl zu ersticken".

Auf die vertagten Schiffsbauten, die Millionen, die ganz unnütz von der jetzigen Marine-Verwaltung hinausgeworfen worden sind, der Desorganisierung der Dienstzweige und allerlei andere Dinge will Lockroy später zurückkommen. „Jetzt wollen wir, fährt er fort, die Karte zur Hand nehmen. Wir unterhalten Seekräfte im Aermelmeer, im Mittelmeer, im Atlantischen Ozean, im Stillen Ozean, in den Gewässern des äußersten Ostens. Was ist unter dem heutigen Regime daraus geworden? Was den Stillen Ozean betrifft, wo wir nur einen Kreuzer mit einer Eskorte hölzerner Schiffe haben, so ist davon, wie von der kleinen Division auf dem Atlantischen Ozean, nur zu sagen, daß diese Seekräfte heute so schwach sind, wie nur je. Ich will mich nur mit den Gruppen, die von Bedeutung sind, beschäftigen, zunächst mit der des Mittelmeers und der Levante. Diese Gruppe büßte seit fünf oder sechs Jahren eine Anzahl Schiffe ein, und dann hat man ihre Tätigkeit durch die Herabsetzung ihrer Effektiven, das Werk eines Federstrichs, gelähmt. Die Maßregel wurde in ebenso brutaler als unvorsichtiger Weise vollzogen, nicht nur an den gewöhnlichen Matrosen, sondern an den „Spezialitäten", nämlich Mastwächtern, Kanonieren, Torpedore usw. Diese Leute wurden nicht etwa heimgeschickt, sondern in den Depots behalten. Das Geschwader lag vor Anker, die Mannschaften waren am Lande, und es sah ganz so aus, als hätte man unsere Flotte eines Teils ihres Personals berauben wollen. Aehnlich trugen die Dinge sich mit den Kohlen zu. Der Kohlenkonsum wurde trotz der Proteste des Budgetausschusses von der Kammer herabgedrückt. Hatte man doch auf der Tribüne offiziell gesagt, es sei traurig, das Geld der Steuerpflichtigen in „Rauch aufgehen" zu sehen. An der Spitze des Mittelmeergeschwaders stand ein tüchtiger Seemann, Admiral Pottier. Er war aber durch dreißig oder vierzig Dienstjahre krank und erschöpft, er bedurfte eines Urlaubs, und man darf jetzt, da er nicht mehr ist, wohl sagen, daß das Mittelmeergeschwader seit acht Jahren ohne Befehlshaber war, das Mittelmeergeschwader, das zur See unseren Armeekorps an der Ostgrenze entspricht....

Und das Nordgeschwader? Sein Befehlshaber, Admiral Caillard, hat sich schon in zwanzig Fällen bewährt. Es ist aber auf die beklagenswerteste Weise und auf die gefahrvollste im Kriegsfalle organisiert. Die erste Division besteht aus zwei oder drei alten und neuen Schiffen, die aber einen Gehalt von 12,000 Tonnen haben, die zweite hingegen aus kleinen Kreuzern, die bei stürmischer See sich ihrer Kanonen nicht bedienen können und einen Gehalt von kaum 6000 Tonnen haben. Die Bestandteile der beiden Divisionen in einer Schlachtreihe aufzustellen, wäre unmöglich. Noch schlimmer ist unsere Lage im äußersten Osten. Unsere dortige Flotte ist so buntzusammengesetzt, daß die Verschiedenheit der Typen allein sie zur Ohnmacht verdammt. Dazu kommt noch der äußerst ernste Umstand, daß in dem Augenblicke, da Rußland und Japan, eigentlich Rußland und England aneinander geraten, wir durch ein früheres Uebereinkommen vielleicht gebunden wären, in dem Konflikte mitzureden, da wir jedenfalls über unsere Besitzungen zu wachen hätten, unser Geschwader keinen Befehlshaber hat.

Der Admiral Maréchal ist abberufen worden, der Kontceadmiral Le Dô, der ihn hätte ersetzen können, ist krank und bettlägerig, und der Vizeadmiral Beyle, der zum Nachfolger des Admirals Maréchal ernannt ist, wartet noch in Frankreich auf das Schiff der „Messageries maritimes", das ihn auf seinen Posten führen soll. Wie man sieht, sind wir überall desarmiert, haben wir überall nur Geschwader ohne Zusammenhang, ohne Kohlen oder ohne Befehlshaber. Wir lassen uns von unseren Angelegenheiten hypnotisieren, wir haben die Gewohnheit verloren, über unsere Grenzen hinauszuschauen. Unter diesem System leidet unser Prestige und auch unsere Macht. Von Dünkirchen bis Saigon ist unsere Landesverteidigung zerrüttet, das Ausland verhöhnt uns, und Frankreich fährt fort, 300 Millionen zu bezahlen."—

Dieser Artikel des früheren Marineministers Lockroy wird in Frankreich sehr bemerkt. Cassagnac schreibt: Wenn Lockroy nicht entsetzliche Dinge voraussähe, wenn ihn nicht die Angst vor einer Katastrophe stachelte, die Frankreich noch in eine trostlosere Lage versetzen würde als die Kriegsereignisse von 1870/71, so hätte er die Enthüllungen nicht gemacht. Es ist unerhört, daß eine Regierung die Militärmacht ihres Landes angesichts des Auslandes zerrüttet und desorganisiert, daß sie sich als Heldentat, die späteren Geschlechtern überliefert werden soll, damit begnügt, einen erbitterten Krieg gegen Mönche und Nonnen zu führen. Was der Verräter Dreyfus begangen hat, ist nichts, rein nichts im Vergleiche zu dem strafbaren, schreckhaften Verrat, der uns im Kriegsfalle ohne Flotte läßt. Dreyfus ist verurteilt, nach der Teufelsi sel geschickt worden. Da möchte man fragen, warum Edouard Lockroy nicht die Versetzung derer, die den Hochverrat verübten, Frankreich angesichts des Feindes zu entwaffnen, in Anklagezustand beantragt. Wenn sie das Verbrechen wirklich begangen haben — und wir bezweifeln es nicht — so können wir uns mit Zeitungartikeln nicht begnügen. Herr Lockroy ist Abgeordneter, Vizepräsident der Kammer, ehemaliger Minister. Er besitzt die nötigen Eigenschaften, um die Verfolgung der Verräter, die uns dem Abgrunde entgegenführen, zu fordern. Den Verrat nicht züchtigen zu wollen, wäre ein neuer Verrat."

Politischer Tagesbericht des Auslandes

23. August.

Frankreich. — Die Zivilehe des demokratischen Marineministers Pelletan mit der Lehrerin Denise in Paris wurde Donnerstag nachmittag um 3 Uhr zu einer politischen Kundgebung. Die Mairie des ersten Bezirkes war hocharistokratisch mit Blattpflanzen, Blumen, Teppichen, vergoldeten Sesseln, goldbefransten roten Vorhängen usw. ausgeschmückt; die Türen waren ausgehängt und durch schwere Vorhänge ersetzt. Der Hochzeitszug wurde von vier betreßten Schließern die Treppe hinaufgeleitet. Der Brautwagen war mit Lilien geschmückt, die Braut trug Lilien und Orangeblüten im Haar. Natürlich fehlten betreßte Kutscher und Lakaien nicht. Mehrere Minister und Großwürdenträger wohnten bei. Combes wurde beim Absteigen vor dem Standesamt mit Hochrufen, aber auch mit à bas Combes! begrüßt. Nach der Trauung beglückwünschte der Standesbeamte Braut und Bräutigam und begrüßte die anwesenden „großen Persönlichkeiten." Zum Schluß fuhr die ganze Gesellschaft nach dem Marineministerium zu einem Stehimbiß, an welchem über zweitausend Personen teilnahmen. Es ist das erste Mal, daß unter der dritten Republik ein Minister heiratet, und zwar bloß standesamtlich.

— Da nur 10 der 86 Generalräte eine regierungsgegnerische Mehrheit besitzen, ist es eigentlich wenig, wenn 18 oder 20 Generalräte die Regierung ob ihres Vorgehens gegen die Gemeinschaften beglückwünschen. Der Generalrat des Marne-Departements (Reims) zeichnet sich ganz besonders aus. Er verlangt Trennung von Kirche und Staat, Untersagung der Lehrtätigkeit aller Ordensleute, Rückkehr der Güter der toten Hand an den Staat, selbstverständlich Zustimmung zu der kirchenfeindlichen Politik der Regierung, zu dem Friedensbund mit internationalem Schiedsgericht, dazu Freundschaft und Förderung des Verkehrs mit England, dem besten Kunden für Champagner. Der Generalrat der Côte d'Or (Dijon) genehmigte mit 21 gegen 20 Stimmen und 8 Enthaltungen die Zustimmungen zu der „Politik republikanischer Verteidigung" der Regierung. Der Kriegsminister André enthielt sich. Einige Generalräte, zum Beispiel derjenige des Pas-de-Calais, haben sich gegen die Einkommensteuer erklärt.

— Gegen die Spielsucht der Offiziere richtet sich ein Rundschreiben des Kommandanten des zwanzigsten Armeekorps General Passerieu, in dem auf die Gefahren aufmerksam gemacht wird, die für die Offiziere aus dem fortwährenden Besuch von Kasinos, Klubs usw. erwachsen können. Derartige Angewohnheiten müßten einen Verfall des moralischen Gefühles herbeiführen. Eingefleischte Spieler wären nicht mehr Herren ihres Vermögens und vor allem ihrer Ehre, sie liefen Gefahr, durch Aufsuchen solcher Lokale nicht nur ihren Ruf, sondern auch den der ganzen Armee zu gefährden.

— In mehreren Garnisonen haben Verhaftungen wegen Unterschleifen stattgefunden, allein in Lyon sind 14 Offiziere im Gefängnis.

Deutschland. — Zuverlässig verlautet, daß zum Nachfolger des Staatssekretärs des Reichsschatzamts Frhr. v. Thielmann der bayrische Bevollmächtigte beim Bundesrat und Ministerialdirektor im bayerischen Finanzministerium Frhr. v. Stengel ernannt worden ist.

Oesterreich-Ungarn. — Ungarische Kabinetskrisis. — Auch die Samstag vom König empfangenen Staatsmänner Graf Julius Szapary, Alexander Wekerle und Emerich Hodossy erklärten, daß ohne Gewährung gewisser nationaler Konzessionen die Krise unlösbar sei. Der Monarch verhält sich allen solchen Forderungen gegenüber immer ablehnender. Die Audienzen zeigen immer deutlicher, daß der Monarch noch immer für die vom Grafen Tisza vertretene Politik der starken Hand ist, deren Anhänger in der letzten Zeit stark zurückgedrängt waren. Diese treten deshalb im liberalen Klub wieder in den Vordergrund und erklären, man müsse, selbst wenn noch ein Kabinett fallen sollte, die Obstruktion niederringen. In den Kreisen der Apponyigruppe und Opposition herrscht große Mißstimmung, weil der König dem Vortrag Apponyis ruhig zuhörte und schließlich ohne weiterr Frage oder Bemerkung mit den Worten: „Ich danke!" Apponyi entließ. Es steht noch immer ein Kabinett Lukacs im Vordergrund.

Italien. — Von dem Geheimausschuß der sozialistischen Volkspartei ist, wie der „Avanti" berichtet, beschlossen worden, für den Fall, daß der russische Kaiser Rom besuchen würde, Broschüren zum Preise von einem Centime zu verbreiten, in welchen das Volk über den Zarismus aufgeklärt werden soll. Ferner soll eine Reihe von Konferenzen zum gleichen Zweck abgehalten werden. Dann will man eine äußerst billige Pfeife verkaufen, welcher der Geheimausschuß den Namen „Zarenverscheucherin" beigelegt hat. Kundgebungen sind vor dem russischen Konsulat und längs der Eisenbahnlinien zu veranstalten. Endlich will der Ausschuß einen Aufruf an die gesamte demokratische Presse richten und sie auffordern, die Einspruchsbewegung gegen diesen der liberalen Ueberlieferung und der Kultur hohnsprechenden Besuch mit Eifer zu unterstützen. Das Blatt versichert ausdrücklich, daß diese Beschlüsse ernst zu nehmen seien.

— Menotti Garibaldi, ein Sohn des berüchtigten Bandenführers ist in Rom im Alter von 58 Jahren einem Darmleiden erlegen. An den Kriegszügen seines Vaters nahm er großen Anteil und rückte in dieser Zeit allmählich zum General auf. In der Deputiertenkammer nahm er zuerst auf der äußersten Linken Platz, später schloß er sich der gemäßigten Linken an. Seit 1871 weilt Menotti G. auf seinem Gute zu Velletri, dessen Bewirtschaftung ihn vor allem in Anspruch nahm.

Balkanstaaten. — Dieser Tage wurde ein italienischer Untertan in Galata von türkischen Soldaten mit den Worten: moskowitischer Giaur beschimpft und derart geschlagen, daß er in ein Krankenhaus übergeführt werden mußte. Infolgedessen überreichte der italienische Botschafter der Pforte eine Note, die Bestrafung der Schuldigen, Entschuldigung und Maßregeln zur Verhütung ähnlicher Ausschreitungen des Militärs verlangt. Der russische Botschafter überreichte der Pforte ebenfalls eine Note, in der die russische Regierung darauf hinwies, daß sie schon früher auf die die Armee und

---

32

Die Saat des Glückes.

Von H. C.

Bavo war unwillkürlich einen Schritt vorgetreten, um sie zu begrüßen und ihr die Hand zu reichen; doch hielt er sich zurück und sagte leise:

Verzeihen Sie mir, Elisabeth, ich wünschte so dringend, Sie zu sehen; Sie haben keinen Grund, sich beschämt zu fühlen; ich weiß, was Sie gelitten, und was sie für Ihre Eltern getan haben; die schlechten Kleider erheben Sie darum in meinen Augen.

Das Mädchen blickte auf und sagte ruhiger, als man hätte erwarten können:

Herr Dammholz, ich danke Ihnen aus Grund meiner Seele, mehr noch für die gütigen Worte, die Sie zu mir geredet, als für Ihre milde Gabe. Gott wolle Ihnen alles reichlich vergelten; in all' meinen Gebeten will ich Ihren Namen und den Ihrer Eltern nennen, damit Sie eben so glücklich bleiben, als Sie großmütig sind.

Bavo schwieg; ein eigentümlicher Glanz strahlte in seinen Blicken, er stemmte die bebende Hand fest auf den Tisch, als ob er einer Stütze bedürfe.

Diese großen blauen Augen, die so voll inniger Dankbarkeit auf ihm ruhten, die feinen Züge, die hohe weiße Stirn, o sie war schöner, reizender, als das Lieschen seiner Träume!

Welch' gewaltigen Kampf führte er gegen sein eigenes Herz! Aber er mußte sich ja beherrschen, die Achtung vor der unglücklichen Elisabeth gebot es ihm. Ein tiefer Seufzer machte seinem beklommenen Herzen Luft; mit scheinbarer Ruhe sagte er:

Es ist mir eine große Freude, Elisabeth, Sie nach achtjähriger Abwesenhett wiederzusehen, die alten Jugenderinnerungen regen sich mächtig in mir. — Doch ich lasse Sie da mitten im Zimmer stehen, wollen Sie nicht Platz nehmen?

Elisabeth erhob bittend die Hände.

Ach, haben Sie Geduld mit einem armen Mädchen, stammelte sie; Ihre Güte ist zu groß, sie überwältigt mich, ich fühle mich krank, meine Kräfte schwinden. Erlauben Sie, daß ich für heute dieses Haus verlasse, morgen früh wird es mir wohler sein, und ich werde besser, als jetzt, Ihnen und Ihrer Mutter danken können.

Sie wollen fort, Elisabeth? rief der junge Mann, o bleiben Sie noch einen Augenblick.

Durch ihre Mutter bestimmt, diesem Wunsche nachzukommen, setzte sie sich nieder, senkte aber bald wieder den Kopf; es war, als ob Bavo's Blicke sie erschreckten.

Sagen Sie mir, Elisabeth, haben Sie während Ihres traurigen Lebens mitunter noch unserer glücklichen Jugend gedacht? fragte er.

Mein einziger Trost war die dankbare Erinnerung an Ihre Güte gegen ein armes Kind, gab sie zurück.

Und mein einziger Schmerz war der Gedanke, daß die Gefährtin meiner Kinderjahre in der Welt umherirre, verloren und unglücklich.

Beide schwiegen eine Zeitlang.

Elisabeth, fragte Bavo plötzlich, ich gab Ihnen ein Andenken einst an Ihrem Namenstage; haben Sie es aufbewahrt?

Sie antwortete nicht.

Es war ein Bild von Bavo und Lieschen, jedes mit einem Buch in der Hand, sagte er; ein fehlerhaftes Machwerk, das dem kleinen Bavo beinahe einen Monat Arbeit gekostet hat. Sie versprachen mir damals, es aufzuheben.

Aber Elisabeth, wie kannst du nur Herrn Dammholz die Antwort schuldig bleiben? rief Mutter Wildenschlag.

Gewiß hat sie es aufbewahrt, es hat seit ein paar Jahren seinen Platz unterm Kruzifix, vor dem sie zu beten gewohnt ist.

O, ich danke Ihnen für Ihr treues Gedenken! rief Bavo erfreut.

Warum wundern Sie sich darüber? fragte Elisabeth; da ich mein ganzes Leben für das Glück desjenigen beten wollte, der mich lesen lehrte, so war der geeignetste Ort für sein Bild da, wo ich an jedem Morgen und Abend meine Seele zu Gott erhob.

Bavo ergriff ihre beiden Hände und sagte bewegt:

Immer noch derselbe Engel! Trösten Sie sich, Elisabeth, Sie sollen nicht länger unglücklich sein, wir werden Sie beschirmen!

Wir wollen eine Stelle als Lehrerin in Gent für Sie suchen, meine Mutter wird Sie wieder lieben, ich werde Ihr Freund sein wie vordem, das heißt . . . . . ich weiß nicht, was ich sage . . . . . die Erregung macht mich ganz schwindlig.

Elisabeth entzog ihm hastig ihre Hände und erhob langsam den Kopf.

Was Sie mir als Kind gewesen sind, kann und werde ich nicht vergessen, sagte sie, und ebensowenig, was Sie heute an uns getan. Aber suchen Sie keine Stelle für mich in Gent. Morgen scheide ich von hier, um meine Geburtsstadt nie wieder zu betreten. Ich kenne Ihr edles Herz und weiß, Sie werden mich verstehen.

Nein, nein, ich verstehe Sie nicht! rief Bavo.

Sie sollten nicht fühlen, daß eine unerbittliche Pflicht mich zwingt, anderswo ein Unterkommen zu suchen? versetzte Elisabeth. Ach, wenn zwischen Ihnen und mir nicht tiefe Erinnerungen beständen, ich würde freudig die Magd Ihrer Mutter, Ihre Sklavin werden. Jetzt aber darf kein anderes Band zwischen uns bestehen, als das der Wohltat von der einen, der Dankbarkeit von der anderen Seite. Müßte ich aber nur einen einzigen Augenblick auf Ihre Achtung verzichten, dann stürbe ich eines schmerzlichen Todes. Und nun leben Sie wohl, bis morgen.

In großer Aufregung schritt Bavo eine Weile im Zimmer hin und her und sank dann ermüdet in einen Sessel.

Wie schön sie ist, sagte er zu sich selbst; trotz ihrer armseligen Kleidung erschien sie mir erhabener wie eine Königin. Sie hat die Zartheit des Herzens zu bewahren vermocht in einer solchen Umgebung, unter rohen Menschen, durch Hunger und Not, wie eine Rose unter Dornen; die Rose hat mit ihrem Duft noch die Leiden derjenigen gemildert, die sie umgaben. Ich danke dir, o Gott, daß Du den Keimen, die in das Herz des Kindes zuerst durch ein anderes Kind gelegt wurden, Fruchtbarkeit und Gedeihen verliehen hast.

Er rieb sich die Stirn und saß lange schweigend, in Nachdenken versunken. Plötzlich stand er auf und rief:

Unmöglich! Die Welt, meine Eltern, ihre Brüder und Schwestern . . . . den Gedanken an ein solches Glück muß ich mir für immer versagen . . . . Aber ist es denn ihre Schuld? Sie wird weit von der Heimat umherirren, neues Leid erdulden, vielleicht dahinwelken. Ja ja, ich täusche mich nicht, ihre Schüchternheit, ihre letzten Worte . . . . Auch sie hat getrauert, auch sie trägt einen nagenden, nie rastenden Wurm in ihrem Herzen.

Ach, und dennoch kann es nicht sein, sie hat recht, nach morgen darf ich sie nicht wiedersehen. Es ist, wie sie gesagt hat, kein Band kann fortan zwischen uns bestehen, als die Erinnerung an das Vergangene — die Wohltat und die Dankbarkeit.

Wieder schwieg er, dann aber rief er plötzlich entschlossen:

Für immer sollte ich sie verlieren? . . . Nein, Elisabet, es giebt auch noch ein anderes, ein heiliges Band, es giebt Heilmittel für unsere beiden kranken Seelen . . . . Ich kann es nicht länger hier aushalten, muß sogleich meine Mutter, meinen Vater, meinen Herrn sprechen. Die Welt mag sagen was sie will, das Glück meines Lebens und ihr Glück steht auf dem Spiel. Mein muß sie werden, die Freundin meiner Jugendjahre, mein das liebliche, geliebte Lieschen.

(Forts. folgt.)

Bevölkerung erregenden falschen Gerüchte aufmerksam machte, denen zufolge der Konsul Rostkowskij von dem Gendarmen Halim wegen tätlicher Beschimpfung desselben getötet wurde und daß sie deshalb die Veröffentlichung des Urteils im Prozeß Halim verlangt habe.

— Sichere und genaue Einzelheiten über die Brandstiftungen und Plünderungen zahlreicher Dörfer, angeblich mehr als 50, in den Bezirken von Kruschewo, Perlepe, Monastir, Ochrida und Florina, wodurch einige 1000 Bulgaren und zahlreiche Griechen, sowie Kutzowallachen obdachlos geworden sind, liegen nicht vor. Eingelaufenen Nachrichten zufolge, kam es jedoch in vielen dieser Dörfer zu Kämpfen mit Freischärlern, zu Verfolgungen und Ueberfällen aus dem Hinterhalte gegen die türkischen Truppen. Die Pforte hat sich wegen Ueberlassung von Gendarmerie-Offizieren an die belgische Regierung gewandt.

— Der griechische Geschäftsträger Gryparis unternahm bei der Pforte Schritte, wegen der Tötung von Griechen bei Kruschewo. Serbischerseits erfolgten freundschaftliche Vorstellungen gegen die Zurückziehung der Truppen aus dem Wilajet Uesküb, die darauf hinweisen, daß sonst die Albanesen neuerlich die Serben drangsalieren würden.

Die vom gestrigen Ministerrat auf Grund des erlassenen Irades festgestellte Antwort der Pforte auf die russische Note wurde, nachdem sie vom Sultan gutgeheißen war, dem russischen Botschafter Sinowjew überreicht. Dieser vermied jede Aeußerung, ob die Antwort zufriedenstellend sei, und erklärte, er werde dieselbe seiner Regierung übersenden, die sie dem Zaren unterbreiten werde. Erst von diesem könne die Genehmigung der Vorschläge erfolgen. Da aber alle russischen Forderungen genehmigt seien, glauben die türkischen und die diplomatischen Kreise die Angelegenheit in der Hauptsache beendet. Nur noch Einzelheiten seien zu erledigen, so die Frage der fremden Gendarmerieoffiziere.

— König Peter von Serbien stiftete anläßlich seiner Wahl zum König eine goldene Erinnerungsmedaille, die den männlichen Mitgliedern der königlichen Familie, den Ministern, Mitgliedern der Nationalversammlung und allen aktiven Offizieren aus der Zeit der Wahl Peters zum König verliehen worden ist.

Der Prozeß Humbert.

Paris, 22. Aug.

Zu Beginn der heutigen Sitzung erhält der Advokat Hesse, der Verteidiger von Romain Daurignac das Wort. Er hat nicht einmal den Heiterkeitserfolg, den gestern der Anwalt von Emile davontrug.

Nachdem er geendigt hat, fragt der Präsident die Angeklagten, ob sie noch etwas zu bemerken hätten.

Therese erhebt sich und beginnt mit zitternder Stimme: „Ich habe nichts mehr zu sagen, gar nichts mehr. Ich habe Vertrauen in die Geschworenen. Ich habe nie eine schlechte Tat begangen. Ich werde nichts mehr sagen. Ich habe fürchterlich gelitten während der Zeitungskampagne und wegen der Rente viagère. Ich denke nur an meine Tochter, aber die Tränen sollen nicht fließen.“ Therese läßt sich dann in weitläufigen verwirrten Auseinandersetzungen aus, um zu erweisen, daß sie dem Polizeipräfekten von Paris und verschiedenen Leuten große Summen von Staatspapieren gezeigt habe. Sie zeigt dann auf ihren Gemahl und auf ihre Brüder und ruft aus: „Hier sitzen die ehrlichsten Leute von Frankreich. Ich werde alles bezahlen.“ Dann nach einer Pause: „Ich werde alles sagen, am 7. Mai habe ich zum ersten Male nach dem Ursprung des Vermögens geforscht. Zwei Stunden saß ich auf der Erde und wühlte in den Papieren, aber ich fand nichts.“ Sie verliert sich dann wieder in sehr unklare Details, kommt auf ihre Flucht zu sprechen, auf ihre Rückkehr nach Paris, sagt, sie liebe ihr Vaterland ungeheuer und sie fühle, wie sie von jedermann geliebt werde. Dann nahm sie den Faden wieder auf. „Als ich in den Papieren nichts fand, ging ich zu Crawford. Er sagte mir: Ich heiße nicht Crawford, ich heiße Regnier, aber ihr habt mich bisher nur unter dem Namen Crawford gekannt. Das Vermögen wurde im Kriege von 1870 gewonnen. Die Staatsrente stand damals sehr niedrig und wir haben sehr viel gekauft.“

Als einige Geschworene hierüber lachen, ruft Therese aus: „Sie dürfen nicht über mich lachen, ich bin nicht verrückt, ich bin nur unglücklich. Ich habe nur dieses Kleid und diesen Hut, die ich auf mir trage, aber ich habe Vertrauen. Ich sage nichts anders mehr. Ich verlange meine Freisprechung.“

Der Präsident fragt darauf die übrigen Angeklagten, ob sie noch etwas zu sagen haben. Sie verneinen es.

Dann bittet Labori noch einmal ums Wort. Er sagt: „Frau Humbert habe nun gesprochen. Die Herren wissen jetzt so viel wie ich selbst. Therese Humbert hat mir nicht ein Wort mehr gesagt. Sie erlaubte mir nicht einmal nachzuforschen. Außerdem weiß ich das Geheimnis erst seit 14 Tagen. Ich habe nur in einem Konversations-Lexikon gefunden, daß Regnier den Vermittler zwischen dem Fürsten Bismarck und dem Marschall Bazaine gespielt habe bei der Uebergabe von Metz. Im Prozeß Bazaine wurde die Rolle nicht ganz aufgeklärt. Er wurde in contumaciam zum Tode verurteilt und man weiß nicht, was aus ihm geworden ist.“

Damit ist die Verhandlung beendet. Der Präsident verliest die lange Reihe der Schuldfragen, worauf die Geschworenen sich zur Beratung zurückziehen.

Der Spruch der Jury erkennt die Angeklagten in einigen Fragen für schuldig (der Fälschung und des Betruges), in anderen für nicht schuldig und billigt mildernde Umstände zu. Dies hat die Verurteilung aller Angeklagten zur Folge. (S. das Urteil unter Hauptnachrichten.)

* * *

Der „Matin“ wehrt sich in zwei Artikeln gegen die Vorwürfe, die Freitag im Gerichtssaal bei den Verhandlungen über die Humberts von der Anklage und von der Verteidigung gegen ihn erhoben wurden. Mouthon, der im „Matin“ den letzten Feldzug gegen die Humberts geführt hat, behauptet, dabei ganz selbstlos und von privater Seite unbeeinflußt vorgegangen zu sein. Er habe Cattaui überhaupt niemals gesprochen; Labori sage also die Unwahrheit, wenn er seine, Mouthons, Angriffe gegen die Schwindlerfamilie als auf die Anregung des levantinischen Bankiers erfolgt hinstelle. In einem zweiten, durch Sperrdruck hervorgehobenen Artikel nimmt das Blatt sein Preisausschreiben über den mutmaßlichen Ausgang des Prozesses in Schutz, das der Staatsanwalt Freitag als vielleicht gegen das Gesetz verstoßend bezeichnet hatte. Jeder Journalist habe seit Wochen seine Meinung über die Schuld oder Unschuld der Humberts äußern dürfen. Warum sollten da auch nicht die Leser einmal ein gleiches tun dürfen? — An einer anderen Stelle veröffentlicht das genannte Blatt das Ergebnis seines Wettratens, soweit es Emile und Romain Daurignac betrifft. 25,269 Leser sprechen sich für Romains Verurteilung, 11,933 für seine Freisprechung aus. Bei Emile sind dagegen 19,633 für die Freisprechung und nur 17,569 für die Verurteilung. Seine gestern mitgeteilte Zählergebnisse vervollständigend, teilt das Blatt weiter mit, daß bei den 28,685 Lesern, die Theresens Verurteilung vorhergesehen (nur 8427 raten auf Freisprechung), die Meinungen über die Art der Strafe, die Frau Humbert treffen dürfte, sich so verteilen: Gefängnis über 19,000, Strafanstalt 6750, Zwangsarbeit rund 1900 und Geldstrafe gegen 700. Aehnlich verteilten sich die Meinungen der 27,671 Personen, die auch Frédéric verurteilt sehen wollen.

Lehren aus dem französischen Kulturkampf.

Die Rede, welche jüngst Combes in Marseille an die Lehrer gehalten hat, ist nach mehr als einer Seite interessant.

Interessant daran ist, daß Combes offen sein Ziel enthüllt hat: Die volle Verweltlichung der Schule. Die alte Redensart, daß diese Maßregel notwendig werde, um das Volk geistig zu heben und um es zu einer verständnisinnigen Anteilnahme an den Errungenschaften der modernen Kultur zu bringen, wurde auch hier wiederholt zur Rechtfertigung einer aller wahren Volksfreiheit hohnsprechenden Barbarei.

Interessant aber ist an dieser Combesschen Rede deren begeisterte Aufnahme auch auf seiten der nichtfranzösischen Kulturkämpfer. Sucht man ja überall, wo es Liberale oder Sozialisten giebt, die Lehrer gegen Kirche und Christentum mobil zu machen mit dem Hinweis auf die durch den Klerikalismus bedrohte Kultur und Volksbildung.

Es sind das Anklagen, welche heute allenthalben die lebhafteste Erregung hervorrufen, und keine Anklage wird daher von den Gegnern der Kirche heute so oft und so gern, eben wegen ihrer nie versagenden Wirkung wiederholt, als eben diese, daß die Kirche eine Feindin der Bildung und der Kultur überhaupt sei.

Mit Wonnebehagen haben daher die kirchenfeindlichen Blätter, natürlich an der Spitze mit Verkennung aller demokratischen Anschauungen die „demokratische“ ‚Frankfurter Zeitung‘ die Combesschen Ausführungen nachgedruckt, um so lieber, als ihnen die Kammerrede Combes vom 26. Januar 1903, in welcher er noch die Kongregationen wegen ihres besseren Moralunterrichts belobt und sich als auf „spiritualistischem“ Boden stehend bezeichnet hatte, recht unbequem gewesen war. Freude herrscht jetzt in Trojas Hallen ob der Marseiller Rede des französischen Kulturkampf-Ministers.

Es gilt durch die Tat jene gehässige Anklage zu widerlegen. Und wie könnte das besser und erfolgreicher geschehen, als durch die lebendigste Anteilnahme an allen Arbeiten auf allen Gebieten der Kultur und Wissenschaft, Volkserziehung und Volksbildung, wie Sozialreform?

„Fort mit jeder Religion!“

Das ist in Wahrheit das Ziel, dem die heutigen Jakobiner in Frankreich zustreben.

Vor einigen Tagen erklärte der „Radical“ ausdrücklich, es handle sich nicht allein darum, die Katholiken in der Ausübung ihres Kultus zu hindern, auch die Protestanten und überhaupt alle, die einen religiösen Kultus ausübten, müßten in gleicher Weise behandelt werden.

Auf die religiöse Idee als solche, welches auch ihre Dogmen sind, ist es abgesehen.

Dieser Ansicht giebt auch der Sorbonne-Professor Aulard in einer Artikelserie Ausdruck; er fordert die Regierungspartei auf, logisch zu sein und klipp und klar zu erklären, daß ihr Ziel die Zerstörung jeder Religion ist.

Das sei, meint er, die einzige loyale Haltung, die man ohne Heuchelei einnehmen könne.

In der „Republique française“ beglückwünscht nun Jules Legrand, Abgeordneter der Basses-Pyrénées, Aulard ironisch zu seinem Freimut, indem er schreibt:

„Die meisten Mitglieder des „Block“ wiederholen in einem fort, daß sie die Congregation mit einem großen C. bekämpfen, jedoch keineswegs die Religion antasten wollen. Man hat mir deren sogar genannt, welche in ihren Bezirken Sonntags der Messe beiwohnen und wenn es Brauch ist, beim Opfergang das Kreuz zu küssen, dies wie die andern Pfarrkinder tun.

„Diese Grimassen sind nicht vom Geschmack des Herrn Aulard. Wenn man gewisse Dinge will, soll man das haben, was ich den Mut seines Willens nenne. Diesen Mut hat Hr. Aulard. „Nichts zweideutiges!“ ruft er aus. „Sagen wir nicht: Wir wollen die Religion nicht zerstören! Sagen wir im Gegenteil: Wir wollen sie zerstören —!“

„Glückauf und bravo! Hr. Aulard. Sie haben recht, laut zu sagen was der „Block“ denkt, und wenn der „Block“ sich hartnäckig in Schweigen hüllt, werden wir mit Ihnen gern rufen auf den Dächern und . . . . anderswo.“

In der Tat ist es wichtig, daß es im gegenwärtigen harten Kampf keine Zweideutigkeit gebe. Nach den klaren Erklärungen Aulards und des „Radical“ kann niemand im Zweifel sein, wohin die Fahrt der Regierungsgaleere geht.

Die Lage wird immer bestimmter: auf der einen Seite jene, welche die religiöse Freiheit als ein natürliches, aus der menschlichen Vernunft stammendes Recht ansehen, auf der andern jene, für die der Mensch blos ein höher entwickeltes Tier ist, das nur essen, trinken, verdauen und arbeiten darf, bis es in die Grube sinkt.

Die Ausstellung alter Metallgußwerke in Dinant,

wie solche die Stadtverwaltung unter dem Protektorat des Prinzen Albert von Belgien mit Unterstützung sowohl des Staates als auch der Provinz veranstaltet hat, gewährt, so schreibt ein Hr. Heimann der „Köln. Vztg.“, einen interessanten lehrreichen Einblick in das fruchtbare, schaffensfrohe Wirken der alten niederländischen Gießwerkstätten, insbesondere derjenigen zu Dinant und Maestricht. Ihre Erzeugnisse in Bronze, Gelb- und Kupferguß, welche der romanischen, gotischen und Renaissanceperiode bis zu deren Ausgang angehören, sind in den Kirchen, Klöstern, öffentlichen und Privatgebäuden Belgiens, Hollands und den angrenzenden Landgebieten noch heute zahlreich vorhanden, im allgemeinen viel zu wenig beachtet und gewürdigt. Das Verständnis für diese Gießkunstwerke zu wecken, ist Ziel und Zweck der Ausstellung, deren Einrichtung in den Räumen des früheren fürstbischöflichen Palastes ebenso sachgemäß wie wirkungsvoll getroffen ist.

Den mit freundlichem Blumenschmuck ausgestatteten Hof durchschreitend, betritt man die kleine Eingangshalle, wo aus dem Grün der Ziersträucher die 1756 von Frère Mellinet gefertigte vergoldete Gittertüre aus Fosse nebst einer Reihe von großen Standleuchtern hervorglänzen. Eine Doppeltreppe führt zum oberen Stockwerk, zunächst in die Abteilung der Nachbildung alter Gußwerke, von denen nur erwähnt seien: der große siebenarmige Leuchter des Mailänder Domes, Teile der Bernwardinischen Türen aus Hildesheim, die Taufkessel von Lüttich, Tirlemont, Breda, Zütphen, Hildesheim und Hal, letzterer mit reichem spätgotischen Deckel.

Der fast 40 Meter lange Hauptsaal des Gebäudes, dessen Wände und Decken mit rotem Stoff bespannt sind, und dem der lebende Pflanzenschmuck nicht ermangelt, bildet in seiner goldig-schimmernden Fülle von Gegenständen der „Dinanderie“ den Mittelpunkt der ganzen Ausstellung.

Zahlreiche Kronleuchter zierlichster Form hängen von der Decke herab, mächtige Kandelaber ragen allenthalben hervor, die Wände sind durch große Prunkschüsseln belebt, und eine Reihe von Schaukästen birgt kleine Erzeugnisse des Messinggusses, alles legt Zeugnis ab von der Vielseitigkeit der Kunst des „laiton fondu“ und des Treibens. Unter dem Vielen, was sich hier zusammenfindet, sind als besonders beachtenswerte Stücke zu bezeichnen: ein Taufkessel aus Morheigue (1610), zwei Reliquiarbüsten aus Onhage, weihrauchspendende Engel aus Mastricht (12. Jahrhundert), ein Abtstab aus Löwen (17. Jahrhundert), zwei Vorteagsstabbekrönungen mit Darstellungen des h. Hubert und Lambert, eine von vier Engelsgestalten getragene Kupferschüssel, ein Bronzelöwe aus St. Gudule zu Brüssel, 1610 von Jean de Montfort gegossen, ein Antipendium im Stile Ludwigs XIV. aus St. Michel zu Gent usw.

Unter den kirchlichen Ausstellungsgegenständen ist besonders das Lesepult in größter Mannigfaltigkeit vertreten. Die Kirchen zu Hal, Dinant, Tirlemont (St. Germain), Courtrai, Ontang, Avelghem, Tournai (St. Piat und St. Jaques), Namur, Roermond und Vauray haben ihren „lutrin“ gesandt, der aus einem der betreffenden Stilrichtung entsprechenden architektonisch oder ornamental ausgebildeten hohen Unterbau besteht, auf welchem sich ein Adler (aigle lutrin) erhebt, der zwischen den Krallen ein drachenartiges Tier würgt und in dem ausgebreiteten Flügelpaar das Lager für die Kirchenbücher bietet. Als schönstes Beispiel darf das Lesepult aus der Liebfrauenkirche zu Tongeren gelten, ein Werk des Meisters Jean Joses (14. Jahrhundert), gleich ausgezeichnet durch die strenge Behandlung des Adlers, wie auch durch die Konstruktion und Stilreinheit des architektonischen Unterbaues. Desselben Meisters Gießerei entstammt auch der 1362—64 gefertigte 2,60 hohe Osterleuchter des genannten Gotteshauses, ein durch die kräftige Profilierung des Schaftes und das Blattwerk des Lichthalters besonders auf die Entfernung wirkendes kirchliches Ausstattungsstück.

Osterleuchter finden sich auch in Verbindung mit dem Lesepult, so in St. Amand zu Gent und in der Abtei St. Remy bei Rochefort; nicht selten besitzt dasselbe ein Paar große Leuchter zur Seite, wie der dem Ende des 15. Jahrhunderts entstammende Lutrin der Stiftskirche zu Andenne, der überdies das einzige Beispiel bietet, wo der Adler durch einen Greifen ersetzt und zum Auflegen zweier Bücher eingerichtet ist. Eine fast lebensgroße Engelsfigur, welche ein Pult in Händen hält, aus der Liebfrauenkirche zu Courtrai, gehört dem Ende der Renaissanceperiode an, ist aber in Auffassung und Technik eine immerhin noch beachtenswerte Leistung. Unter diese Stilrichtung fällt auch die Mehrzahl der in kräftigen Formen gehaltenen Kandelaber und großen Altarleuchter, wie solche unter anderem die Kirchen zu Mecheln Oudenarde und Brügge besitzen; die Hospices civils und Hospices curés letzterer Stadt bringen weiterhin treffliche Wandleuchter zur Ausstellung, sowohl solche aus feinem Rosenrankenwerk bestehend, als auch streng spätgotische mit charakteristischem Figurenschmuck versehene Erzeugnisse des Gelbgusses, denen sich die gleichartigen Arbeiten aus Tongeren ebenbürtig zur Seite stellen. Eine hervorragende Kunstschöpfung ist schließlich das zierliche hochragende Sakramentshäuschen aus Bocholt (Limburg) mit figurenreicher durchbrochener Bekrönung.

Neben diesen Werken der Dinanderie auf kirchlichem Gebiet verdienen aber auch diejenigen auf profanem volle Beachtung. Hat sie doch zusammen mit der Beckenschlägerei fast das gesamte Hausgerät in ihren Bereich gezogen, Gebrauchs- und Prunkgeräte mannigfachster Art geschaffen; Schüsseln, Schalen, Kaffeegefäße, Handleuchter, Kohlenbecken, Räucherpfannen, Schaufeln, Schürgerät, Lichtputzer, Mörser, Gewichte, Wiegen, Vogelbauer, Laternen, Beschläge usw. Solche Stücke weist sowohl die Kollektion Pierlot (Duve) auf, als auch eine vollständig ausgestattete altertümliche Küche.

Die Gravierkunst ist nur schwach vertreten, dagegen führt die St. Lucas Gilde eine Anzahl der wirklichen Größe entsprechende Abbildungen wertvoller Grabplatten zu Gent, Brügge, Brüssel, Sund, Lübeck und Schwerin vor. Erwähnenswert bleibt noch eine Sammlung von Nachbildungen aller in Dinant geprägter Münzen und Siegel aus fünf- bis zehnfache Vergrößerungen in Kupfertreibarbeit, für Heraldiker, Numismatiker und Geschichtsforscher nicht ohne Interesse.

Auf Vollständigkeit kann die Ausstellung keinen Anspruch erheben, fehlen ihr doch manche Kunstwerke ersten Ranges, wie sie Brügge in Hochgräbern und Epitaphien, Lüttich und Hal in den Taufbecken, Léan in dem Gitter um das Sakramentshäuschen und dem prachtvollen siebenarmigen Leuchter besitzen; dagegen ist Mittelgut reichlich vertreten. Der Mangel eines Kataloges mit entsprechender die Metallgießkunst behandelnder Einleitung macht sich fühlbar, so daß bis jetzt nur der Kunstkenner die Ausstellung zu studieren vermag, während sie doch vorzugsweise für die breiteren Schichten des Volkes bestimmt ist, was aus ihr den Nutzen für die Ausübung des Kunsthandwerkes ziehen soll, dem selbst die neuzeitliche Stilrichtung nicht unbedeutende Aufgaben für den Kunstguß zuerteilt.

Der Stadtverwaltung von Dinant darf man aber die Anerkennung einer solchen Exposition de Dinanderies ins Leben gerufen zu haben, nicht versagen; wie alle solche künstlerischen Unternehmungen hat sie von den Veranstaltern manches Opfer an Zeit, Mühe und Arbeit gefordert.

Karl Mays Rache.

Der große Weltreisende und Apostel aus Hohenburg in Sachsen hat bekanntlich in den letzten Jahren einigen Verdruß gehabt. Seine verruchten Widersacher machten ihm das Leben sauer, und als sein Verleger die von den gröbsten Lügen wimmelnde Verteidigungsschrift eines „dankbaren May-Lesers“ drucken ließ, mußte die Unschuld viel leiden: der Verlag der ‚Köln. Volksztg.‘ klagte, und zu Freiburg i. Br. kam ein gerichtlicher Vergleich zustande, infolgedessen der arme Verleger eine Menge Kosten bezahlen und in so und so viel Zeitungen widerrufen mußte. Eigentlich war Hr. May selbst an der Sache etwas interessiert, aber er schwieg unverbrüchlich in sieben von den unzähligen Sprachen, die er bekanntlich spricht, und auch in seinem neuesten Roman (Im Reiche des silbernen Löwen, 3. Band. Freiburg i. Br., Fehsenfeld) begnügt er sich mit einigen Anspielungen. Daß der fromme Mann wie früher „reist, um allüberall die Spuren Gottes, die Wahrzeichen und Beweise der ewigen Liebe und Gerechtigkeit zu suchen“ (S. 32), versteht sich von selbst, „denn meine Bücher sollen zwar Reisebeschreibungen, aber in dieser Form Predigten der Gottes- und der Nächstenliebe sein.“ Diese „Nächstenliebe“ veranlaßte ihn auch zweifelsohne, die Rache seinem geliebten Hadschi Halef zu überlassen, und das macht dieser Tausendsasa wie folgt. Als er wieder einmal mit dem hochberühmten Helden aus Dschermanistan, seinem teuren Sihdi Kara Ben Nemsi (alias Karl May, alias Kapitän Ramon Diaz de la Escosura usw.) irgendwo hinten in Asien zusammentrifft, wird er furchtbar krank und hat einen schrecklichen Traum (oder gar ein Gesicht, ein Artikel, in dem Hr. May jetzt mit Vorliebe macht), den er später (S. 487 ff.) Hrn. May erzählt: „Es war bei dir, in Dschermanistan. . . Alle brüllten und schrieen auf dich ein, lauter grimmige Feinde. Links standen noch welche, die freuten sich und brüllten mit. Rechts gab es eine große, große Menge von Leuten, diese waren deine Freunde und forderten dich unaufhörlich auf, dich zu wehren. Das tatest du aber nicht. Von den Feinden kam einer nach dem anderen auf dich zu. Sobald er dich erreichte, verwandelte er sich in eine häßliche Made, welche sich tief in dein Fleisch fraß. Man sah dir an, du freutest dich; du fühltest keine Schmerzen. Du hattest Mitleid mit den Menschen, welche sich durch ihren Haß zu Würmern machten, um dich völlig aufzuzehren. Die schmutzigfarbenen Fresser wagten sich immer höher an dir hinauf; sie wurden immer dicker und fetter, und wenn sie zum Platzen waren, fielen sie herab uud krümmten sich da unten vor Vergnügen.“ Als schließlich alle Maden zusammen auf den lächelnden Dulder stürzen, wird Hadschi glücklicherweise wach, aber S. 632 hat er noch einmal denselben Traum, und diesmal mit einem höchst erfreulichen Schluß: „Die Würmer hatten einander schließlich selbst aufgefressen, bis endlich die letzte aller Maden so dick geworden war, daß sie an sich selbst zerplatzen mußte.“ Aus dieser üppigen Kammerjäger Phantasie des wackeren Hadschi Halef — wir haben die lange Madengeschichte nur im knappsten Auszug wiedergegeben — wird die Mit- und Nachwelt hoffentlich klar die Gründe erkennen, weshalb Hr. May auf die Anklage, er habe fürchterlich aufgeschnitten und in den achtziger Jahren zu gleicher Zeit fromme und pornographische Romane geschrieben, so krampfhaft geschwiegen hat. Wer den Mann jetzt noch ernst nimmt, hat sich die Folgen selbst zuzuschreiben. (‚Kln. Vztg.‘)

Inland.

⊙ Nichts für ungut.

In seiner Nummer vom 1. August widmet das „Escher Journal“ dem „Lux. Wort“ einen Artikel, betitelt „Kritik contra Kritik“, den wir heute in ähnlicher Angelegenheit, wenigstens teilweise, dem roten „Wahrheitsblatt“ zur Beherzigung vorhalten möchten, damit es dann sein Urteil aus eigenem Munde vernehme. —

Vor kurzem fiel „das gesamte an der — sozialistischen — Krippe fressende Preßklüngel (eigene Worte des ‚Escher Journal) über die Person des verstorbenen Papstes her, Leo XIII. sei nur Freund der Reichen, aber Feind der Armen gewesen; die vatikanische Politik habe in Frankreich Fiasko gemacht; die Encyklika rerum novarum zeige den Autor als eifrigen Schützer der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung, als Gegner der sozialen Entwicklung usw. Und von dem gemeinsten aller gemeinen Artikel der Nummer 32 wissen unsere Leser sich noch zu erinnern.

Und heute?

Heute „haucht“ aus dem roten Beiblatt mit dem schönen Porträt Leo XIII. die edelste Gesinnung der Liebe und Verehrung für den verstorbenen hl. Vater. Denn zum Schluß eines Artikels, in welchem die glänzende Laufbahn Leos XIII. bis zum Papsttum vorgestellt wird, heißt es wörtlich: Die katholische Kirche hat in ihm (Leo XIII.) einen ihrer einflußreichsten Päpste gefunden, der ihre Geschicke mit Umsicht, diplomatischer Klugheit und offenem Blick für die Bedürfnisse des sozialen Lebens leitete.“

„So sind, meint das harmlose ‚Escher Journal, diese — roten und liberalen Tintenkulis: heute schreiben sie, daß weiß schwarz ist und morgen, daß schwarz weiß ist. Und dann verlangen sie noch, daß man sie anders als Läusejungen behandle.“

Amtliches.

Großh. Beschluß vom 16. August 1903, betreffend das Reglement über die Fleischbeschau und den Fleischhandel.

Fortsetzung.

Art. 9. Ergiebt die Untersuchung, daß das Fleisch zum Genusse für Menschen untauglich ist, so hat der Beschauer es vorläufig zu beschlagnahmen, den Besitzer hiervon zu benachrichtigen und der Polizeibehörde sofort Anzeige zu erstatten.

Fleisch, dessen Untauglichkeit sich bei der Untersuchung ergeben hat, darf als Nahrungs- oder Genußmittel für Menschen nicht in Verkehr gebracht werden.

Die Verwendung des Fleisches zu anderen Zwecken kann von der Polizeibehörde zugelassen werden, soweit gesundheitliche Bedenken nicht entgegenstehen. Die Polizeibehörde bestimmt, welche Sicherungsmaßregeln gegen eine Verwendung des Fleisches zum Genusse für Menschen zu treffen sind.

Das Fleisch darf nicht vor der polizeilichen Zulassung und nur unter Einhaltung der von der Polizeibehörde angeordneten Sicherungsmaßregeln in Verkehr gebracht werden.